



Lidia Baskina (geb. Ewaldt): Ein paar Worte über den Krieg

in: Korobowa, V. (2014): „Weiße Flamme des grauen Haars: Gesammelte Erinnerungen von Blockadekindern deutscher Herkunft.“ Sankt Petersburg: Politechnika-Service. S. 9-16.

Über den Krieg und die Blockade wurde schon viel geschrieben. Ich erinnere mich nur an wenige Episoden meines Lebens in der Blockadezeit.

Bei Kriegsausbruch war ich 12 Jahre alt, mein Bruder war 15. Das Haus, in dem wir vor und während des Krieges lebten, befand sich auf dem Gelände des Smirnow-Straßenbahndepots in der Degtjarny-Gasse. Alle Erwachsenen, die dort wohnten, arbeiteten in diesem Depot.

Als die Evakuierung verkündet wurde, beschloss man in der Direktion des Depots, sofort alle Kinder evakuieren zu lassen. Man versammelte uns im Hof mit unseren Sachen und einigen Lebensmitteln, die unsere Eltern eilig für die Reise zusammengepackt hatten. Wir hatten auch nur sehr wenige Sachen dabei: Offensichtlich glaubten die Erwachsenen, dass der Krieg noch weit sei und ihre Kinder bald zurückkehren würden. Sie brachten uns alle zum Bahnhof und während wir dort auf den Zug warteten, überlegte mein Bruder, der sich zuerst geweigert hatte mitzufahren – was sollte er denn mit diesen Kleinkindern anfangen –, es sich plötzlich anders und fuhr ganz ohne Sachen mit. Die Fahrt war lustig, wir Kinder freuten uns in Erwartung der bevorstehenden Erholung, wie im Pionierlager. Sorgen machten sich nur die Erwachsenen.

Wir fuhren bis zur Bahnstation Pestowo in der Oblast Nowgorod. Dann setzte man uns auf Pferdefuhrwerke und brachte uns in ein Dorf. Dort wurden wir in Häusern bei der örtlichen Bevölkerung untergebracht. Es herrschte wunderbares Sommerwetter, die Dorfbewohner behandelten uns gut, ihre Häuser ertranken förmlich im Grün. Plötzlich, es war noch keine Woche vergangen, kam unser Vater, um uns abzuholen. Er erklärte uns, dass die Deutschen rasch in Richtung Leningrad vorstoßen und wir schnellstmöglich in die Stadt zurückkehren müssten. Am Bahnhof warteten wir lange auf den Zug. Endlich kam er. Er war sehr voll, wir konnten uns nur mit Mühe hineinzwängen. Diesmal war unsere Stimmung eine gänzlich andere.

Unterwegs erlebten wir mehrere Angriffe faschistischer Flugzeuge. Jedes Mal, wenn sie im Sturzflug auf den Zug niedergingen, hielt er an und die Menschen rannten in alle Richtungen davon, um sich in Gräben oder im Wald vor den Kugeln zu verstecken. Die Flugzeuge flogen fort, die Menschen kehrten in die Waggons zurück und der Zug fuhr weiter – bis zum nächsten Angriff. All das geschah im Juli. Schon am 8. September schloss sich der Belagerungsring um die Stadt.

Unsere Schule (Nr. 174 im Smolninski-Bezirk) wurde in ein Lazarett umfunktioniert, die Schüler wurden auf andere Schulen in der Nähe aufgeteilt. Ich kam in die Schule Nr. 155. Auch in der Musikschule begann der Unterricht. Trotz der ständigen Luftangriffe gingen die Erwachsenen weiter zur Arbeit und die Kinder in die Schule. So lief es bis zum November. Der Winter kam. Mit ihm eine fürchterliche Kälte und der Hunger.

In unserem Haus gab es eine Dampfheizung, aber man schaltete sie gar nicht erst ein. Wir mussten wie alle Leningrader einen Kanonenofen in die Mitte des Zimmers stellen und den

Rauch durch die Fensterluke nach draußen leiten. Da wir keinen Vorrat an Brennholz hatten, verbrannten wir anfangs alles, was wir zur Hand hatten. Mein Bruder war unser „Hauptversorger“: Er brachte kleine Bretter und Stöcker. Mama tauschte Brennholz gegen irgendwelche anderen Dinge ein. Über dem Ofen trockneten wir kleine Brotstückchen – wir machten kleine Zwiebäcke. Wir kochten Wasser und tranken es mit Saccharin. Ein paar Mal kochten wir „Sülze“ aus Tafeln von Tischlerleim. Das gab einen schrecklichen Gestank. Wir hatten noch etwas Senf, der uns half, diese Brühe herunterzuschlucken, die wir trotz allem lecker fanden. In der Stadt hatten wir 40 Grad Frost, die Straßenbahnen und Oberleitungsbusse waren stillgelegt, im Haus gab es kein Wasser und keinen Strom, die Kanalisation funktionierte nicht. Wir schliefen alle zusammen in einem Bett – so kam es uns wärmer vor. Den Lautsprecher schalteten wir nicht aus: Wir hörten das Metronom. Anfangs rannten wir alle bei Alarm in den Luftschutzkeller, doch später hörten wir damit auf. Wenn uns ein Fliegerangriff auf der Straße erwischte, bemühten wir uns, in die nächste Toreinfahrt oder einen Hauseingang zu entweichen und dort das Ende des Angriffs abzuwarten.

Im März 1942 wurde mein Bruder Sascha 16 Jahre alt. Er musste Passfotos machen lassen und ich heftete mich an seine Fersen. Beim Malzewski-Markt fanden wir ein Fotoatelier. Ich habe diese Fotografien noch. Darauf sieht man einen klapperdürren Saschka und mich, aufgequollen von der Dystrophie.

Mama wurde Blutspenderin. Für das gespendete Blut gab man ihr am Tag der Entnahme etwas zu essen und außerdem eine kleine Ration, die sie uns Kindern nach Hause brachte.

Den ganzen Winter über hatte sich in unserem Hof der Müll angesammelt, das waren sozusagen die Abfälle der Lebenstätigkeit. Dieser gewaltige gefrorene Berg begann unter dem Einfluss der Plusgrade zu tauen und zu stinken, und zwar immer stärker. Schließlich versammelten sich alle Bewohner und säuberten vom frühen Morgen bis zur späten Nacht den Hof. Wir arbeiteten lange, da wir nur wenig Kraft hatten, doch wir wollten unbedingt einen sauberen Hof haben.

Wir überlebten den furchtbaren Winter 1941/42. Von neuem begann der Unterricht in der Musikschule, allerdings gingen wir jetzt in die Räume des Konservatoriums. In einem Gebäude, auf einer Etage, hatten alle Unterricht: die in Leningrad verbliebenen Studenten und Dozenten des Konservatoriums, der Musikfachschole und der Musikschule für Kinder.

Mit den Studenten und Schülern der Schule wurden Konzertbrigaden gebildet. Wir hatten Auftritte in Kasernen, Lazaretten und während der Mittagspausen auch in Fabriken. Außerdem nahmen wir an Rundfunkübertragungen teil, die von der wunderbaren Schauspielerin Maria Petrova moderiert wurden – alle Leningrader kannten ihre Stimme.

Ich erinnere mich, wie es Mama und mir gelang, eine Aufführung des Theaters der musikalischen Komödie – „Weit dehnte sich das Meer“ – im Alexandrinski-Theater zu besuchen. Winter. Kälte. Die Zuschauer legten ihre Mäntel nicht ab, denn das Theater war nicht geheizt. Trotz des Artilleriebeschusses und der Angriffe der feindlichen Luftwaffe wurden die Aufführungen nicht unterbrochen. Man zeigte sie täglich um 10.30 Uhr und um 16.00 Uhr.

Der 18. Januar 1943 hat sich mir eingepägt. Unsere Klasse hatte Dienst im Lazarett am Staro-Newski-Prospekt. Wir halfen bei der Aufnahme der Verwundeten, welche ununterbrochen mit Autos von der Front gebracht wurden. Es ist unmöglich, das zu beschreiben! Wenn die Verwundeten die Kinder sahen, die sie in Empfang nahmen, versuchten sie, ihre Schmerzen nicht zu zeigen. Im Gegenteil, sie redeten den Kindern gut zu, um sie nicht mit ihren

blutgetränkten Verbänden und von Splintern zerrissenen Mänteln zu erschrecken. Das war der Tag des Durchbruchs der Blockade.

Außerdem erinnere ich mich gut, wie froh wir waren, als in der Mytninskaja-Straße ein Badehaus eröffnet wurde. Um dort hineinzugelangen, musste man sehr lange Schlange stehen. Doch was waren wir glücklich – in der Wärme und mit heißem Wasser, das aus den Hähnen strömte!

Der Kälte, dem Hunger und dem Beschuss zum Trotz ging das Leben weiter. Im Jahr 1943 wurden die Schulen in Jungen- und Mädchenschulen geteilt; die Musikschule für Kinder und die Musikfachschule kehrten in ihr Gebäude in der Matwejew-Gasse zurück. Unsere Lehrer führten auch in den Räumen der Musikschule Konzerte durch. Man bereitete uns auf die Teilnahme an Olympiaden für kindliche Kreativität und an Wettbewerben innerhalb unserer Klassen vor. Dann wurden wir mit Geschenken ausgezeichnet. Ich habe noch die Noten, ein Buch und eine Urkunde.

Nach dem 20. Januar 1944 erhielten wir die Nachricht vom Tod unseres Vaters, der am 18. Januar 1944 am Brückenkopf von Oranienbaum gefallen war. Am 28. Januar fand unter den Schülern der Musikschule ein Wettbewerb um die beste Interpretation des Konzertprogramms zu Ehren der Erfolge der Roten Armee an der Leningrader Front statt, in dem ich den zweiten Platz belegte.

Alle diese Kinder – jedes zu seiner Zeit – beendeten das Konservatorium und erhielten ihre Berufsausbildung: Olja Schestowskaja und Lidia Ulrich als Pianistinnen, Andrej Krjukow und Alla Königsberg als Musikwissenschaftler, Lidia Ewaldt als Chorleiterin und Gera Okunjew als Komponist.

Aus dem Familienarchiv

Im Familienarchiv von Lidia Pawlowna Baskina (geb. Ewaldt) ist eine Ausgabe der Zeitung „Für die sozialistische Heimat“ vom 23. Dezember 1943 erhalten, in der ein Brief ihrer Mutter an den Vater an der Front abgedruckt ist. Diese Briefe von Verwandten, die auf den Seiten der Zeitung abgedruckt waren, erreichten nicht nur ihre Adressaten, sondern wurden auch von vielen anderen Frontkämpfern gelesen. Es ist unmöglich, diese Briefe ohne innere Anteilnahme zu lesen: Sie sind voll versteckter Zärtlichkeit; ihre Verfasser bemühen sich, ihre Lieben zu unterstützen und sich nicht gehen zu lassen, sie schreiben tapfere Briefe ohne Tränen. Die Artikel der Journalisten dagegen zeigen das wahre und furchtbare Bild des Lebens in der belagerten Stadt. Hier ist ein kleiner Ausschnitt des Gedruckten ...

„Lies diese Briefe, Soldat der Leningrader Front: Briefe, die von den Frauen und Kindern deiner Kampfgenossen aus der Stadt geschrieben wurden, die du verteidigst – lies sie und präge sie dir ein! Das, was darin berichtet wird, ist nur ein winziger Teil des großen Kammers und der Leiden, die täglich über unsere Stadt hereinbrechen ...

Ich berichte dir, Soldat, von einigen Fällen, die ich selbst erlebt habe. Ich könnte von Hunderten berichten, doch ich beschränke mich auf einen Tag – auf einen Tag von vielen – denn wir leben schon mehr als zwei Jahre unter dem Feuer des Feindes!

Kürzlich geriet ich auf dem Newski Prospekt in einen Artilleriebeschuss. In diesen zwei Jahren geriet ich viele Male unter Beschuss, doch Beschuss auf dem Newski – das kann man in Bezug auf Rohheit, Unmenschlichkeit und Sinnlosigkeit mit nichts vergleichen ...

Ich ging den Prospekt entlang, die Sonne schien, friedliche Menschen lächelten ob dieser letzten herbstlichen Wärme. Und plötzlich – ein Pfeifen, ein Donnern, der Schlag der Druckwelle. Ein Geschoss flog in das Spiegelfenster eines Buchladens auf der anderen Seite des Prospekts und explodierte in dem Geschäft. Es tötete und verletzte die Verkäuferinnen, die Lehrbücher und Romane verkauft hatten, und die Käufer, die sich in Ruhe Bücher angesehen hatten. Ich sah einen elf- oder zwölfjährigen Jungen, der aus dem Laden und über den Prospekt rannte, ein Buch an sich drückend. Er hatte keine Mütze und auch kein Gesicht mehr – an dessen Stelle tropfte Blut aus einer durchgehenden Wunde ... Kurz vor mir kehrte er um, fasste nach seinem Kopf mit den hellen, blutverschmierten Haaren, fand zwischen den Trümmern seine Fellmütze, setzte sie auf, machte einige Schritte und fiel tot um.“

Brief an den Rotarmisten Pawel Ewaldt von dessen Frau Jewgenija Issajewna Ewaldt:

Lieber Pawluscha! Vor kurzem erhielt ich deine Nachricht und freue mich, dass du am Leben und gesund bist.

Uns geht es gut, wir sind mit allem Nötigen versorgt.

Schlecht ist, dass die faschistischen deutschen Banditen die Stadt in letzter Zeit täglich unter grausamen Beschuss nehmen und der Bevölkerung viel Leid zufügen. Momentan hat man sogar Angst, nach draußen zu gehen – man könnte jederzeit von einem Geschoss getroffen werden und würde dann nicht mehr nach Hause zurückkehren. Jeden Tag warte ich unruhig auf die Rückkehr der Kinder aus der Schule, denn überall gehen die deutschen Geschosse nieder, töten und verstümmeln die Passanten auf der Straße oder die Passagiere in den Straßenbahnen.

Einmal begleitete ich Lidotschka zum Konservatorium. Infolge eines fürchterlichen Schlags hielt die Straßenbahn plötzlich an. Der übliche Artilleriebeschuss hatte eingesetzt. Ein Geschoss hatte einen der Straßenbahnwaggons getroffen. Es gab sehr viele Opfer, darunter hauptsächlich Frauen und Kinder. Durch einen glücklichen Zufall blieben unser Töchterchen und ich unversehrt.

Die faschistischen Banditen verkünden, dass sie militärische Objekte in Leningrad beschießen. Doch sind die Straßenbahnen auf dem Newski und den anderen Straßen, in denen lauter friedliche Bürger sitzen, etwa militärische Objekte?

Pawluscha, denke an diese verbrecherischen Hitlersoldaten und erzähle deinen Kampfgenossen davon. Rettet uns vor dem Tod, vernichtet die faschistischen Bestien erbarmungslos! Rächt euch in vollem Maße für unseren Kummer und das Leid.

Ich wünsche dir Erfolg im Kampf. Bleib glücklich und unversehrt. Mein Liebster! Ich küsse und umarme dich. Deine Schenja.

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird vom Deutsch-Russischen Begegnungszentrum St. Petersburg (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg und der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH umgesetzt.

Übersetzung aus dem Russischen: Sophie Tempelhagen